



MORDS URLAUB

**SPANNENDE
KRIMINALGESCHICHTEN
FÜR UNTERWEGS**

insel taschenbuch

Der Sommer ist die schönste Zeit des Jahres. Die Sonne genießen, am Strand entspannen und im Meer baden. So stellen wir uns das vor. Aber der Schein trügt. Denn das Verbrechen macht keinen Urlaub. Diebstahl, Raub und im schlimmsten Fall Mord können die Erholung empfindlich stören. Gut, wer sich literarisch darauf vorbereitet. Denn Krimiautoren kennen sich aus.

Dieses Buch mit Texten von Ruth Rendell, Andrea Camilleri, Åke Edwardson und vielen anderen gehört in jedes Reisegepäck.

insel taschenbuch 3422

Mordsurlaub



Mordsurlaub

Spannende
Kriminalgeschichten
für unterwegs

Ausgewählt von Carolin Bunk
und Hans Sarkowicz
Insel Verlag

Umschlagfoto: © Zoomstock/Masterfile, © Westend 61
Gila Frankl/Der Hörverlag

insel taschenbuch 3422

Originalausgabe

Erste Auflage 2009

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellenverzeichnis am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35122-1

I 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

Inhalt

- 9 Andrea Camilleri, Der Reisegefährte
16 Stanley Ellin, Un-begründeter Zweifel
30 Niklaus Schmid, Ischia – Traum und Trauma
43 Ursula Curtiss, Die richtige Perspektive
58 Carsten Klemann, Der Traum ihres Lebens
66 Javier Marías, Sonntag mit Fleisch
71 Brigitte Luciani, Paris
79 Elizabeth Bowen, Liebe
93 Ruth Rendell, Die Wahrheit will ans Licht
113 Åke Edwardson, Winters Urlaub
126 Sabine Thomas, Mörderische Hitze
140 Sabine Deitmer, Der erste Sommer
150 Nedra Tyre, Ein Mord aus Hilfsbereitschaft
167 Vicki Cameron, Die Gartentour
173 Gesine Schulz, Das Geheimnis der Guelder-Rose
189 Barbara Wendelken, Ewige Ruhe
- 199 Nachbemerkung
202 Quellenverzeichnis

Andrea Camilleri Der Reisegefährte

Übel gelaunt kam Commissario Montalbano am Bahnhof von Palermo an. Sein Mißmut rührte daher, daß er zu spät von einem doppelten Streik der Flugzeuge sowie der Schiffe erfahren und für seine Reise nach Rom nur ein Bett in einem Zweierabteil der zweiten Klasse bekommen hatte. Und das bedeutete schlicht und einfach, daß er eine ganze Nacht mit einem Unbekannten in einem so erstickend engen Raum verbringen mußte, daß eine Isolationszelle bestimmt gemütlicher war. Außerdem hatte Montalbano im Zug noch nie schlafen können, auch wenn er sich bis an die Grenze zur Magenspülung mit Schlaftabletten vollstopfte. Um die Zeit totzuschlagen, vollzog er ein Ritual, das eigentlich nur unter der Bedingung möglich war, daß er ganz allein war. Es bestand hauptsächlich darin, daß er sich hinlegte, das Licht löschte, es keine halbe Stunde später wieder anschaltete, eine halbe Zigarette rauchte, eine Seite in dem Buch las, das er dabei hatte, die Zigarette ausdrückte, das Licht löschte und fünf Minuten später die ganze Prozedur bis zur Ankunft wiederholte. Wenn er nicht allein war, mußte der Reisegefährte unbedingt starke Nerven oder einen guten Schlaf haben: Fehlten diese notwendigen Eigenschaften, konnte die Sache böse enden. Der Bahnhof war so mit Reisenden überfüllt, daß man hätte meinen können, es sei der erste August. Und das verschlechterte die Laune des Commissario noch mehr, es gab keine Hoffnung, daß das andere Bett frei blieb.

Vor seinem Waggon stand ein Typ, der in einem schmut-

zigen Blaumann mit Dienstmarke an der Brust steckte. Montalbano hielt ihn für einen Gepäckträger, eine vom Aussterben bedrohte Spezies, denn jetzt gibt es Gepäckwagen, wobei es den Reisenden allerdings eine Stunde Zeit kostet, bis er einen gefunden hat, der auch funktioniert.

»Geben Sie mir Ihre Fahrkarte«, forderte ihn der Mann im Overall drohend auf.

»Warum denn?« fragte der Commissario herausfordernd. »Weil die Schaffner streiken und ich beauftragt bin, sie zu vertreten. Ich bin befugt, Ihr Bett herzurichten, aber ich weise Sie darauf hin, daß ich Ihnen morgen früh weder einen Kaffee zubereiten noch die Zeitung bringen kann.« Montalbano wurde noch grimmiger. Das mit der Zeitung konnte er verkraften, aber ohne Kaffee war er verloren. Schlimmer konnte es ja gar nicht anfangen.

Er ging in sein Abteil, sein Reisegefährte war noch nicht da, es war kein Gepäck zu sehen. Er hatte, bevor sich der Zug in Bewegung setzte, gerade noch Zeit, seinen Koffer auf die Ablage zu legen und den Krimi aufzuschlagen, den er vor allem deshalb ausgesucht hatte, weil das Buch so dick war. Hatte sich der andere etwa umentschlossen und die Reise doch nicht angetreten? Der Gedankemunterte ihn auf. Sie waren schon eine Weile unterwegs, als der Mann im Overall mit zwei Flaschen Mineralwasser und zwei Pappbechern erschien.

»Wissen Sie, wo der andere Signore zusteigt?«

»Soviel ich weiß, hat er ab Messina reserviert.«

Das war ein Trost, so hatte Montalbano wenigstens für gut drei Stunden seine Ruhe, denn so lange brauchte der Zug von Palermo nach Messina. Er schob die Tür zu und las weiter. Die Geschichte, die in dem Krimi erzählt wurde,

fesselte ihn so sehr, daß er, als er irgendwann auf die Uhr sah, feststellte, daß sie bald in Messina sein mußten. Er rief den Mann im Overall und ließ sich sein Bett herrichten – das obere war für ihn bestimmt –, und sobald der Bedienstete fertig war, zog er sich aus, legte sich hin und las weiter. Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, klappte er das Buch zu und löschte das Licht. Wenn der Reisegefährte ins Abteil kam, wollte er sich schlafend stellen, dann brauchten sie keine Höflichkeiten auszutauschen.

Auch als der Zug nach endlosen Rangiermanövern in die Fähre einfuhr, blieb die untere Bettstatt unerklärlicherweise leer. Die Fähre legte mit einem heftigen Ruck ab, und Montalbano begann gerade, sein Glück zu genießen, als kurz darauf die Abteiltür aufging und der Reisende seinen gefürchteten Einzug hielt. Einen Augenblick lang konnte der Commissario im matten Licht, das vom Gang hereinkam, undeutlich einen kleinen Mann sehen, mit Bürstenhaarschnitt, in einen langen, dicken Mantel gehüllt, Aktenkoffer in der Hand. Der Fahrgast roch nach Kälte, anscheinend war er zwar in Messina zugestiegen, hatte es aber vorgezogen, während der Überfahrt auf der Straße von Messina an Deck zu bleiben.

Der Neuankömmling setzte sich auf seine Liege und rührte sich nicht mehr, er machte nicht die geringste Bewegung, schaltete auch das kleine Lämpchen nicht an, das es einem erlaubt, etwas zu sehen, ohne die anderen zu stören. Über eine Stunde saß er so da, reglos. Wenn er nicht schwer geatmet hätte wie nach einem Dauerlauf, von dem man sich nur langsam erholt, hätte Montalbano meinen können, das untere Bett sei noch leer. Damit sich der Unbekannte wohl fühlen konnte, stellte sich der Commissario schlafend und

ging leise an zu schnarchen, mit geschlossenen Augen, aber so wie eine Katze, die zu schlafen scheint, dabei aber alle Sterne am Himmel einzeln zählt.

Und mit einem Mal fiel er, ohne es zu merken, wirklich in einen tiefen Schlaf, wie er ihn noch nie erlebt hatte.

Er wachte auf, weil ihn fröstelte, der Zug stand in einem Bahnhof: Paola, informierte ihn eine hilfreiche Männerstimme aus dem Lautsprecher. Das Fenster war ganz heruntergelassen, die gelbe Bahnhofsbeleuchtung schickte mildes Licht ins Abteil.

Der Reisegefährte saß jetzt, immer noch in seinen Mantel gehüllt, am Fußende des Bettes, der Aktenkoffer lag auf dem Deckel des Waschbeckens. Er las einen Brief und bewegte dabei stumm die Lippen. Als er ihn fertig gelesen hatte, zerriß er ihn in winzige Stücke und legte die Schnipsel neben den kleinen Koffer. Der Commissario sah genauer hin und stellte fest, daß der weiße Haufen mit zerrissenen Briefen ziemlich hoch war. Das ging also schon eine ganze Weile so, er hatte zwei Stunden, vielleicht etwas weniger, geschlafen.

Der Zug setzte sich in Bewegung und wurde schneller, aber erst außerhalb des Bahnhofs erhob sich der Mann müde, formte seine Hände zu einer Schale, nahm die Hälfte des Haufens auf und ließ sie aus dem Fenster fliegen. Er tat dasselbe mit der verbliebenen Hälfte, dann packte er, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, den Aktenkoffer, in dem noch immer Briefe zum Lesen und zum Zerreißen waren, und warf ihn aus dem Fenster. An der Art, wie er die Nase hochzog, merkte Montalbano, daß der Mann weinte, und er fuhr sich tatsächlich kurz darauf mit dem Ärmel seines Mantels über das Gesicht, um seine Tränen abzuwi-

schen. Dann knöpfte der Reisegefährte das schwere Kleidungsstück auf, zog einen schwarzen Gegenstand aus seiner Gesäßtasche und schleuderte ihn mit aller Kraft hinaus.

Der Commissario war sich sicher, daß sich der Mann einer Schußwaffe entledigt hatte.

Der Unbekannte knöpfte seinen Mantel zu, schloß das Fenster, zog die Gardinen zu und warf sich schwerfällig auf das Bett. Hemmungslos fing er wieder an zu schluchzen. Montalbano war ganz verlegen und stellte sein künstliches Schnarchen lauter. Ein schönes Konzert.

Allmählich ließ das Schluchzen nach; die Müdigkeit, oder was immer es war, gewann die Oberhand, der Mann auf dem unteren Bett fiel in einen unruhigen Schlaf.

Als der Commissario feststellte, daß sie bald in Neapel waren, kletterte er die Leiter hinunter, tastete nach dem Bügel, an dem seine Kleider hingen, und zog sich leise an: Der Reisegefährte, der immer noch eingemummt war, wandte ihm den Rücken zu. Aber Montalbano hörte ihn atmen und hatte den Eindruck, der andere sei wach, wolle es aber nicht zeigen, ein bißchen, wie er selbst es zu Beginn der Reise gemacht hatte.

Als er sich bückte, um seine Schuhe zuzubinden, sah Montalbano auf dem Boden eine weiße Karte liegen; er hob sie auf, öffnete die Tür, ging rasch auf den Flur hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Was er da in der Hand hatte, war eine Postkarte mit einem roten Herz, das von einem Schwarm weißer Tauben vor blauem Himmel umgeben war. Sie war an Ragioniere Mario Urso, Via della Libertà 22, Patti (Prov. Messina), adressiert. Nur fünf Wörter: *ti penso sempre con amore*, ich denk immer in Liebe an Dich, und die Unterschrift: Anna.

Der Zug war unter dem Bahnsteigdach noch nicht zum Stehen gekommen, als der Commissario schon auf der verzweifelten Suche nach jemandem, der Kaffee verkaufte, den Bahnsteig entlanghastete. Er fand niemanden und war völlig außer Atem, gezwungen, bis in die Bahnhofshalle zu laufen, sich den Mund mit zwei Täßchen Espresso zu verbrennen, die er schnell hintereinander trank, und an den Kiosk zu stürzen, um die Zeitung zu kaufen.

Nun mußte er rennen, denn der Zug setzte sich schon in Bewegung. Er blieb eine Weile im Gang stehen, um wieder zu Atem zu kommen, dann begann er, wie immer, mit den vermischten Nachrichten. Fast sofort fiel sein Blick auf eine Meldung aus Patti (Provinz Messina). Ein paar Zeilen nur, soviel die Nachricht eben verdiente.

Ein geachteter Buchhalter, Ragioniere Mario Urso, fünfzig Jahre alt, hatte seine junge Frau, Anna Foti, in unmißverständlicher Haltung mit R. M., dreißig Jahre alt und vorbestraft, überrascht und mit drei Pistolenschüssen getötet. R. M., der Liebhaber, der den betrogenen Ehemann zuvor mehrmals in der Öffentlichkeit verhöhnt hatte, war verschont geblieben, aber er hatte einen Schock erlitten und lag im Krankenhaus. Die Suche nach dem Mörder dauerte an, Polizei und Carabinieri waren eingeschaltet.

Der Commissario ging nicht in sein Abteil zurück, er blieb im Gang und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dann, als der Zug in Rom schon im Schneckentempo in den Bahnhof einfuhr, entschloß er sich, die Tür zu öffnen.

Der Mann, der immer noch in seinen Mantel gehüllt war, saß jetzt auf seinem Bett, die Arme eng um die Brust geschlungen, der Körper zitternd unter lang anhaltenden Schauern. Er sah nichts, er hörte nichts.

Der Commissario faßte sich ein Herz und ging hinein in die zähe Angst, die fühlbare Trostlosigkeit, die sichtbare Verzweiflung, die sich in dem Abteil ballten und faulig gelb stanken. Er nahm seinen Koffer, dann legte er seinem Reisegefährten behutsam die Postkarte auf die Knie.

»Viel Glück, Ragioniere«, flüsterte er.

Und stellte sich in die Schlange der Reisenden, die sich anschickten auszusteigen.

Stanley Ellin

Un-begründeter Zweifel

Mr. Willboughby fand einen Sessel im Aussichtswagen und ließ sich ein wenig umständlich darin nieder. Bis hierher, so überlegte er, von Dankbarkeit überwältigt, war der Urlaub ein absoluter Erfolg gewesen. Nicht die Spur von Kopfschmerzen, mit denen er sich das vergangene Jahr herumgeschlagen hatte. Auch nicht eine Idee von dem eisernen Ring, der sonst immer seinen Schädel fest umklammert hatte, keine Bohrer bohrten, keine Hämmer hämmerten in seinem Kopf. »Seelische Spannungen«, hatte der Doktor gesagt. »Physisch sind Sie gesund wie ein Fisch, aber Sie sitzen an Ihrem Schreibtisch und zerbrechen sich den Kopf über ein Problem nach dem anderen, bis Ihr Geist so angespannt ist wie eine Uhrfeder. Dann gehen Sie mit Ihren Problemen nach Hause und machen weiter und quälen sich damit zu Tode. Viel Schlaf kriegen Sie dabei nicht, was?«

Mr. Willboughby gab zu, daß er nicht viel Schlaf kriegte.

»Dachte ich mir«, sagte der Doktor. »Nun, es gibt nur ein Mittel dagegen: Urlaub. Und damit meine ich richtigen Urlaub, wo Sie wirklich alles hinter sich lassen. Schalten Sie ab. Lassen Sie einfach nichts an sich heran außer harmlosem Geschwätz. Wälzen Sie nicht das kleinste Problem. Nicht mal Kreuzworträtsel sollen Sie lösen. Machen Sie einfach die Augen zu, hören Sie nur, wie die Welt sich dreht. Das hilft bestimmt«, versicherte er ihm. Und es hatte tatsächlich geholfen, das erkannte Mr. Willboughby schon nach dem allerersten Tag dieser Behandlung. Und er hatte noch Wochen vor sich, Wochen glückseliger Erholung. Es

war natürlich nicht immer leicht, jedes Problem, das ihm in den Sinn kam, beiseite zu schieben. Da war zum Beispiel jetzt gerade eine Zeitung auf dem Rauchtisch neben seinem Sessel, die Schlagzeile war halb zu sehen: NEUE KRISE IN ... Mr. Willboughby wandte den Kopf ab und warf das Blatt in das Zeitungsfach unter dem Tisch. Ein kleiner Triumph nur, aber wie erfreulich ...

Er beobachtete den steten Wechsel des Landschaftsbildes draußen vor dem Zugfenster, zählte halb im Traum die Meilensteine, die vorbeihuschten, als er sich zum ersten Male der Stimme bewußt wurde, die an seiner Seite erklang. Die Ecke seines Stuhles war gegen die Rückenlehne seines Nachbarn gelehnt, eines stämmigen, weißhaarigen Mannes, der in ein Gespräch mit einem Unbekannten vertieft war. Die Stimme des stämmigen Mannes war nicht laut, aber sie war durchdringend. Es war die Stimme – so könnte man sagen – eines geschulten Schauspielers, der, wenn er nur wisperte, noch auf der Galerie einwandfrei zu hören war. Selbst wenn man nicht die Absicht hatte, den Horcher zu spielen, mußte man wohl oder übel jedem Wort, das gesprochen wurde, folgen. Mr. Willboughby indes zog es mit Bedacht vor zu horchen. Das Gespräch war im großen und ganzen eine gelehrte Abhandlung über Justiz-Angelegenheiten, der stämmige Mann offensichtlich ein Anwalt mit enormer Erfahrung und einem unheimlichen Gedächtnis; und alles in allem wirkte diese Kombination auf Mr. Willboughby wie sanfte Kammermusik, die von Meisterhänden gespielt wurde.

Dann plötzlich spitzte er seine Ohren wie ein Terrier. »Der interessanteste Fall, an dem ich jemals gearbeitet habe?« so seufzte der stämmige Mann als Antwort auf die

Frage seines Gefährten. »Tja, mein Herr, da gibt es einen, den ich nicht nur als den interessantesten betrachte, der je durch meine Hände gegangen ist, sondern der wohl jeden Anwalt in der Geschichte, bis hin zu Salomon selbst, verblüfft hätte. Das war die seltsamste, phantastischste, verdammteste Sache, die mir je begegnet ist. Und wie es dann schließlich ausgegangen ist – die wahre Überraschung ganz am Ende, nachdem alles eigentlich schon vorbei war –, das reicht wahrhaftig, um einen Mann glatt umzuhauen, wenn er darüber nachdenkt. Aber lassen Sie mich's Ihnen erzählen, genau so, wie es sich zugetragen hat.«

Mr. Willboughby duckte sich in seinen Sessel, stemmte die Absätze gegen den Fußboden und schloß unauffällig, indem er den Sessel langsam heranschob, den Zwischenraum zwischen seinem Stuhl und dem seines Nachbarn. Mit ausgestreckten Beinen, die Augen geschlossen und die Arme friedvoll über der Brust gekreuzt, bot er dann das Bild eines Mannes in tiefem Schlaf. In Wahrheit aber war er niemals zuvor in seinem Leben so wach gewesen.

»Selbstverständlich«, so sagte der stämmige Mann, »werde ich nicht die richtigen Namen dieser Leute benutzen, wenn sich auch das Ganze schon vor längerer Zeit ereignet hat. Das ist durchaus zu verstehen, wenn Sie bedenken, daß es sich um Mord handelt. Ein kaltblütiger Mord aus Gewinnsucht, wunderschön geplant, fehlerlos ausgeführt und dazu angetan, aus allem, was je in Gesetzbüchern geschrieben wurde, ein Gespött zu machen.

Der Ermordete – lassen Sie mich ihn Hosea Snow nennen – war der reichste Mann in unserer Stadt. Ein altmodischer Mann auf seine Art – ich erinnere mich, daß er selbst an den heißesten Sommertagen eine schwarze Melone und

einen steifen Kragen trug –, ihm gehörte die Bank, die Spinnerei und ein paar andere Sachen in der Stadt. Es war für niemand ein Geheimnis, was er so etwa besitzen mochte. Am Tage seines Todes waren es ungefähr zwei Millionen Dollar. Wenn man bedenkt, wie niedrig damals die Steuern waren und wieviel man für einen Dollar kaufen konnte, so begreifen Sie wohl, warum er bei jedermann so hoch geachtet war. Seine ganze Familie bestand aus zwei Neffen, Söhne seines Bruders, mit Namen Ben und Orville. Sie vertraten sozusagen die arme Seite der Familie. Als ihre Eltern starben, blieb ihnen nichts weiter als ein heruntergekommenes altes Haus, in dem sie zusammen wohnten. Ben und Orville waren damals gutaussiehende junge Männer Mitte Zwanzig. Glatte Gesichter mit regelmäßigen Zügen, einer dem anderen ziemlich ähnlich, so hätten die beiden durchaus beliebter sein können, als sie es tatsächlich waren, aber sie hielten sich absichtlich von den Leuten fern. Es war nicht so, daß sie unfreundlich gewesen wären – jedesmal, wenn man ihnen auf der Straße begegnete, lächelten sie und sagten guten Tag –, aber sie waren sich selbst genug. Heutzutage hört man eine Menge gerade über Eifersucht zwischen Blutsverwandten und Bruderkomplexe, aber das hätte auf diese zwei Jungen nie gepaßt.

Sie arbeiteten in der Bank ihres Onkels, aber sie waren nie mit ganzem Herzen dabei. Obwohl sie doch wußten, daß, wenn Hosea starb, sein ganzes Geld unter ihnen beiden aufgeteilt würde, schien sie das kein bißchen aufzumuntern. Tatsache ist, Hosea war eines von diesen zähen, ausgetrockneten Exemplaren, von denen man meinen könnte, daß sie ewig am Leben blieben. Darauf warten, bis jemand wie er einem schließlich etwas hinterläßt, kann auf die Dau-

er ziemlich anstrengend werden, und es besteht kein Zweifel darüber, daß die Jungen auf diese Erbschaft warteten, seit der Zeit, als sie das erste Mal begriffen hatten, was ein Dollar wert ist.

Aber in der Zwischenzeit, so schien es, beschäftigten sie sich mit etwas ganz anderem als mit Banken und mit Geld, etwas, wofür Hosea selber niemals irgendwelches Verständnis oder gar Sympathie haben konnte, wie er mir mehr als einmal versicherte. Sie wollten Schlagerdichter werden, und soviel ich weiß, hatten sie sogar Talent dafür.

Wann immer in der Stadt etwas los war, das mit Unterhaltung zu tun hatte, da waren Ben und Orville dabei und trugen ihre Lieder vor, die sie selber gemacht hatten. Niemand hat je gewußt, wer von den beiden die Musik komponierte und wer die Texte schrieb, und schon allein das war eines der kleinen Geheimnisse, das die ganze Stadt unterhielt. Sie können aus der Tatsache, daß so eine Angelegenheit Anlaß zur Unterhaltung gab, sicher selber ersehen, wie klein und weit abgelegen der Ort war.

Aber an dem Tage, als man Hosea fand, tot, mit einer Kugel genau in der Mitte seiner Stirn, da war alles plötzlich ganz anders. Das erste, was ich davon hörte, war ein Telefonanruf, der mich am Morgen aus dem Bett aufschreckte. Es war der Staatsanwalt des Kreises, der mir erzählte, daß Ben Snow in der Nacht seinen Onkel ermordet habe, daß man ihn soeben festgenommen hatte und daß er nun mich bat, so schnell wie möglich zu ihm ins Gefängnis zu kommen.

Ich rannte halb angezogen ins Gefängnis und war dann ganz perplex bei Bens Anblick. Er saß da, eingeschlossen in einer Zelle, las eine Zeitung und schien völlig unberührt